Der Letzte vom Regiment Gensdarmes.

Historischer Roman von ..... **Cäsar Magnus.**

(5. Fortsetzung.)

Ascher Ephraim trug einen langen kaffeebraunen Ueberrock, gestreifte Beinkleider und Stulpenstiefel. Er hatte zur Zeit, als sein großer Namensvetter der Hofjude des Königs Friedrich gewesen war, die Gelegenheit benutzt, um das Ghetto zu verlassen und die gewöhnliche bürgerliche Kleidung anzulegen. Auch die langen Seitenlocken hatte er im Judenviertel zurückgelassen und den spitzen Ziegenbart.

Was er eigentlich trieb, wußte Niemand recht, denn der Handel mit alten Sachen und die kleine Kneipe waren offenbar nur Nebenbeschäftigungen. Noch weniger war festzustellen, auf welche Weise er zuerst mit der Gesellschaft in Verbindung getreten war. Gebhard hatte schon als Cornet den alten Ephraim vorgefunden.

Als er die Kameraden fragte nach den vielen Dingen, die für den jungen Offizier bei seiner ersten Einrichtung in der Residenz nöthig sind, da hatten sie geantwortet: „Schick zum Ephraim, der besorgt Dir alles.“ Und er hatte zum Ephraim geschickt. Und Ephraim hatte alles besorgt: Wohnung, Einrichtung, Wäsche Bedienung, Stall und alles nur Erdenkliche. Auch Geld. Er vermittelte auch sonst geschickt und war verschwiegen. Zu theuer war er auch nicht.

Vergebens mühte sich Charlotte, in seinem Gesicht zu lesen. Viele viele kleine Falten hatte das Leben wie eine Hieroglyphenschrift in seine Züge gegraben. Zu lesen war aber diese Schrift nicht, denn der alte Jude hielt sein Gesicht in vorsichtiger Hut. Die Augen richtete er ruhig auf den Boden. So stand er in leicht gebückter Haltung an der Thür und wartete auf die Anrede.

„Komm her, Ephraim,“ sagte Gebhard Wagenfeld, „wir müssen sehr leise sprechen. Das, was wir zu reden haben, darf Niemand hören, und wir sind nicht mehr allein in unserem Hause. Also komm näher, setz' Dich,“ und als der alte Mann zögerte, wiederholte er ungeduldig: „so setz' Dich doch.“

Ascher Ephraim setzte sich auf die äußerste Kante eines Stuhles und stellte den steifen, breitkrämpigen Hut, in dem er ein rothes baumwollenes Taschentuch aufbewahrte, neben sich auf den Boden.

Gebhard schloß die Thüren ab, zog sorgsam die Vorhänge zu und setzte sich neben Charlotte auf das Sofa, indem er ihre freundlich und beruhigend zunickte. Charlotte legte den Arm auf seine Schulter, faßte mit der andern Hand seine Rechte und hielt sie mit festem, ruhigem Druck umschlossen.

„Nun also zunächst: wo sind die Pferde?“ fragte Gebhard.

Sie werden stehen um zwölf Uhr gegenüber von Knobelsdorffs Meierei.*) Wenn Euer Gnaden von den Zelten her gehen am Ufer lang bis zur Meierei, werden Sie sehen dort einen großen Weidenbaum stehen am Wasser. Pfeifen Sie den Anfang von der Retraite, wird kommen von drüben her ein Kahn und wird Sie holen hinüber. Werden Sie finden zwei gute Pferde gesattelt.“

„Woher hast Du die Pferde?“

„Wie soll ich wissen, woher sind die Pferde? Gut, wenn sie sind da und wenn sie sind brauchbar. Und brauchbar sind sie. Es könnte schon sein, daß sie sind bereits als gut erprobt von den französischen Kavalleristen.“

„Was willst Du für die Pferde?“

„Vierzig Dukaten für jedes.“

Schweigend holte Gebhard aus seinem Schreibtisch das Gold, das Ephraim ebenfalls schweigend und gelassen einsteckte.

Gebhard blieb stehen, stützte beide Hände auf die Tischplatte und sah Ephraim über den Tisch hinweg forschend ins Gesicht, als er fragte:

„Ephraim, kannst Du mir sagen, ob der eg nach Wustermark frei ist von französischen Truppen?“

„Wenn Euer Gnaden wollen zum Hohenlohe,“ erwiderte Ephraim, „dann reiten Sie näher auf Oranienburg.“

Charlotte sprang auf und faßte Gebhard am Arm. „Du willst zum Fürsten? Was willst Du bei ihm?“

Gebhard blieb unbeweglich stehen und verrieth seine Ueberraschung nicht durch den leisesten Zug seines Gesichts.

„Wie ommst Du auf den Gedanken, daß ich zum Fürsten will?“ fragte er den alten Ascher.

„Warum wollen Euer Gnaden spielen mit mir Versteck?“ erwiderte Ephraim. „Ich weiß, was ich weiß und es ist nur Gottes Wunder, daß ich sehe, Euer Gnaden wissen es auch.“

Es zeigte sich ind der That, daß Ephraim erstaunlich gut unterrichtet war. Er kannte nicht nur die französischen Truppentheile, die um Berlin und Potsdam versammelt waren, sondern auch ihre Marschziele für die aufzunehmende Verfolgung und, was mehr war, die Aufstellung Hohenlohes, die selbst dem Kaiser noch ganz unbekannt war.

Gebhard, der bisher mit einer Bleifeder sich kurze Notizen auf den Rand seiner Karte gemacht hatte, hielt nun inne.

„Das ist unmöglich, Ephraim. Es sind zehn Meilen von hier nach Wusterhausen. Wie wist Du wissen, daß der Fürst heut nach der Gegend von Wusterhausen gekommen sein soll?“

Der Alte wiege den Kopf.

„Ist er doch abmarschirt gestern von Rathenow. Warum soll er nicht sein heute bei Wusterhausen? Und woher ich's weiß? Woher wissen wir so vieles? Sehen Sie, unsere Leute, die leben davon, daß sie schnell wissen, wo ist was los, wo ist geschehen was Besonderes. Wenn sie's wissen eher wie die andern, können sie sich überlegen schnell: Ist damit zu machen ein Geschäft? Und wenn's ist zu machen, werden sie's machen. So haben wir unter uns eingerichtet eine Post, die ist schneller wie die schnellsten Couriere vom Fürsten Thurn und Taxis. Und billig ist sie. Einer sagt's dem andern; weiter nichts. So haben wir schon gebracht Kunde über die Alpen und aus dem Sarazenenland, wie wir noch mußten wandern auf der Landstraße mit die Gaukler und mit die Fiedler und wie wir noch hatten keinen Ort in der Welt, um uns zu bauen eine Hütte. Und daß die Post ist richtig, dafür können Euer Gnaden schwören bei den Cherubim, die halten Wacht vor der Bundeslade. Wer hat gewußt am ersten von der großen Bataille, die hat verloren der König, Gott geb ihm langes Leben? Der Ephraim. Ich hab's gewußt am andern Tag nach der Schlacht und der Herr Offizier, den der König hat geschickt mit der grausamen Zeitung, hat gebraucht bis Berlin fünf Tage.“

„Nun, es mag sein, daß Du recht hast,“ sagte Gebhard. „Und Du räthst mir also, auf Oranienburg zu reiten?“

„Soviel ich hab gehört, sind die Husaren und die Chasseurs schon unterwegs von Spandau nach Oranienburg. Und der Murat kommt von Potsdam hinterher mit die Dragoner und die Kürassiere; und sie wollen marschiren über Hennigsdorf. Wenn Euer Gnaden bleiben auf diesem Ufer der Havel, und reiten über Dalldorf, dann können Sie noch vielleicht eher wie die Franzosen kommen nach Oranienburg und treffen dort die Husaren von General Schimmelpfennig, der kommt anmarschirt von Fehrbellin.“

„Und die Pferde sind sicher um zwölf Uhr an der bezeichneten Stelle?“

„So wahr ich soll leben und gesund sein.“

„Gebhard,“ flüsterte Charlotte leise, „wenn das alles nicht wahr ist? Wenn dieser Mann vom Feinde gekauft wäre und Du das Opfer eines Verräthers würdest?“

Noch ehe Gebhard antworten konnte, sagte Ascher Ephraim: „Warum denkt die schöne Dame so schlecht von mir?“

Seine Stimme klang müde und traurig und der sonst so lebhafte Blick war traurig trübe. Ein wahrer, echter Schmerz sprach aus seinen Worten, aus seiner gebeugten Haltung.

Charlotte trat rasch auf ihn zu.

„Ich habe Sie gekränkt mit Gedanken und Worten. Verzeihen Sie mir.“

Und sie hielt ihm ihre feine weiße Hand hin.

Ephraim zögerte sie anzunehmen. „Mir hat noch keine Dame gegeben die Hand und hinterher wird's Ihnen leid thun.“

Charlottens große Augen richteten sich auf den alten Mann mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Herzensgüte.

„Ich werde immer gern daran denken,“ sagte sie mild, „daß ein guter Mann, den ich gekränkt hatte, mir verzeihend die Hand reichte.“

Ephraim legte seine runzelige Hand in die schlanke eRchte der schönen Frau, drückte sie herzlich und sagte dann:

„Ich weiß, daß der Bonaparte hat gekauft genug Leute hier in Berlin. Und er hat gegeben schönes Geld, schönes Geld. Sind doch Lumpe. Wenn der alte Ephraim wird sein versammelt zu seinen Vätern, sollen sagen die Leute: der Ephraim war ein ehrlicher Mann. Werden sich freuen meine Kinder.“

„Möge der Lohn der guten That über Dich ommen, so wahr Du mir ehrlich hilfst, Ephraim,“ sagte Gebhard.

Ascher Ephraim nickte ernst und ging mit stummem Gruß hinaus.

„Was willst Du beim Fürsten?“ fragte Charlotte, als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte.

„Was ich will?“ rief Gebhard leuchtenden Auges. „Einen Sieg will ich herbeiführen für die preußischen Waffen; einen Sieg, der nach meiner Ueberzeugung unzweifelhaft ist.“

„Einen Sieg,“ wiederholte Charlotte und ihre tiefe Stimme bebte. Wie durch eine Zaubermacht war mit einem Male ihre ganze Haltung verändert.

Nichts war ihrer Natur so im Innersten zuwider als thatenloses Harren und Erwarten. Jeder Schwierigkeit, selbst jeder kleinen Unannehmlichkeit war sie gewöhnt entgegenzugehen. Ein peinliches Gefühl ergriff sie jedesmal, wenn sie gezwungen war, etwas an sich herankommen zu lassen. Nun hatte sie die langen, langen Stunden des Nachmittags in einer ihr sonst völlig fremden, nervösen Unruhe verbracht und die Entscheidung herbeigesehnt. Die Ankunft Ascher Ephraims hatte ihr neue Sorge gebracht. Wenn sie auch sofort die Tragweite der Nachricht begriff, daß Napoleon die Verfolgung Hohenlohes wieder aufgenommen hatte, so war ihr doch vieles in dem Gespräch Gebhards mit dem Alten unverständlich geblieben. Während dieses ganzen Gesprächs hatte sie die Gesichtszüge der beiden Männer mit sorgenvoller Aufmerksamkeit beobachtet und ihr eigenes Gesicht zeigte deutlich die Spuren ihrer unruhigen Gedanken. Ein Zug von Ermüdung, von Abspannung lag wie eine Falte unter ihrer Augen und ließ sie älter erscheinen als sonst.

Jetzt war dieser Zug verschwunden, wie der trübe Hauch auf einem Spiegelglas. Mit leicht gerötheten Wangen, mit strahlenden Augen wiederholte sie noch einmal das Wort „Sieg“, als wenn sie sich von seinem Klange berauschen wollte.

„Ja,“ sagte Gebhard freudig, „dies soll der große Rechenmeister sich verrechnet haben. Komm her, Lotte, Du gast wohl in Deinem Leben noch nicht viel Karten betrachtet, aber so viel mußt Du verstehen. Sieh Dir mal das an. Wenn der Fürst, der hier steht, morgen früh die Nachricht vom Abmarsch der Franzosen hat, dann kann er übermorgen hier stehen, nämlich von Oranienburg, und den Feind in Empfang nehmen, wenn er über den Ruppiner Kanal geht. Dann kann aber von den Franzosen nichts weiter zur Stelle sein als die Kavallerie und höchstens das Corps Lannes. Davout und Augereau nicht und die Garde auch nicht, denn die haben, wie Ephraim bestimmt wissen will, den Marschbefehl heut noch nicht bekommen. Hohenlohe ist also bedeutend überlegen und wenn er diesen Moment ausnutzt und Lannes schlägt, ehe die andern heran sind, — die Folgen sind ja unberechenbar, vor allem die moralischen Folgen! Und daß Hohenlohe in der Lage sein soll, den flüchtigen Augenblick zu benutzen, dazu will ich ihm helfen.“

* * *

Athemlos hatte Lea die Behrenstraßen erreicht, in der schon von weitem die Laternen des Wagenfeldschen Hauses erglänzten.

Klopfenden Herzens blieb sie außerhalb ihres Lichtkreises stehen. In dieser stillen Straße war von dem lärmenden Treiben der französischen Einquartierung so gut wie nichts zu bemerken. Nur ab und zu klang von der Friedrichsstraße her die Strophe eines Soldatenliedes. In tiefer Ruhe, wie in den Tagen des Friedens, lag das Haus Wagenfeld. Die Fensterläden waren geschlossen; es schien, als ob die Bewohner sich bereits zur Ruhe begeben hätten.

So stand Lea eine lange Zeit, ohne irgend etwas besonderes wahrzunehmen. In ihrer Eile hatte sie nicht daran gedacht, sich gegen die Kühle der Oktobernacht zu schützen, und nun begann sie in in ihrem dünnen leinenen Kleid vor Kälte und Erregung leise zu zittern.

Was wollte sie eigentlich hier? Wahrscheinlich war Wagenfeld schon fort; und wenn nicht — was nützte ihm, wenn sie hier unthätig stand und nach seinem Haus hinüber starrte? Und doch konnte Lea nicht fort. Es war, als ob eine magnetische Gewalt sie an ihren Platz fesselte.

Da öffnete sich langsam die kleine Thür, die in das Eingangsthor eingeschnitten war.

Ascher Ephraim trat heraus und wendete sich dem Standpunkt seiner Tochter zu.

Ohne recht zu wissen, warum sie sich vor dem Alten fürchtete, nur dem Instinkt des augenblicklichen Erschreckens gehorchend, drehte sich Lea um und eilte im tiefen Schatten der Häuser, das flimmernde Mondlicht sorglich vermeidend, der Friedrichstraße zu.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wollte der Alte jetzt nach Haus. Dann war also vermuthlich alles in Ordnung und ihre Angst war umsonst. Inzwischen huschte sie schnell über die Friedrichstraße und blieb in sicherer Entfernung stehen, um zu sehen, wohin sich ebr Alte wenden würde.

Richtig bog er links ab, nach den Linden zu. Also nach Hause. Lea berechnete, daß sie, wenn sie flink war, durch die Charlottenstraße das väterliche Haus noch vor dem Alten erreichen konnte.

Sie war kaum bis an die Ecke der Charlottenstraße gekommen, als von der Hedwigskirche her ein Trupp französischer Soldaten sich näherte. Die Knöpfe, die Borten an ihren Röcken und Hüten, die Gewehrläufe und die Bajonette blitzten im Mondlicht.

Lea stutzte. Ihr alter Argwohn erwachte und sie sah scharf hinüber. Ihre Katzenaugen durchdrangen auf große Entfernung den ungewissen, dämmerigen Schleier des Mondes und sie fuhr heftig zusammen, als sie die gebückte, schleichende Gestalt erkannte, die vor den Soldaten herging.

Nun hatte sie keinen Zweifel mehr über das, was dieses Kommando beabsichtigte. Blitzschnell wurde es ihr klar, daß der Vorsprung, den sie vor den Soldaten erreichen konnte, auf's höchste zwei Minuten betrug.

Im Augenblick war ihr Entschluß gefaßt. Mit wunderbarer Schnelligkeit glitt sie im Schatten der Häuser entlang, um auf alle Fälle so viel Zeit zu gewinnen, bis das Wagenfeldsche Haus fest verschlossen und Gebhard gewarnt war. Mochten dann die Franzosen an die starken eichenen Bohlen donnern, so viel sie wollten. Bis die Thür eingeschlagen war oder freiwillig geöffnet wurde, konnte Gebhard auf einem anderen Wege — durch den Hof, über das Dach — einen sicheren Zufluchtsort aufgesucht haben.

Lea kannte das Haus nur von außen, und im Laufen zerbrach sie sich den Kopf, indem sie die Möglichkeiten erwog, wie man ein solches Haus verlassen könne, wenn der gewöhnliche Ausgang versperrt ist.

Als sie die Friedrichstraße eben wieder überschritten hatte, schien es ihr, als ob zwei dunkle Schatten durch den Lichtkreis der Wagenfeldschen Hauslaternen glitten und sofort wieder im Finstern verschwanden, aber die Entfernung war doch zu groß, als daß sie bei der ungewissen Beleuchtung irgend etwas mit Sicherheit hätte erkennen können.

So schnell sie ihre Füße trugen, eilte sie vorwärts und mitten in ihrer Angst hätte sie beinahe vor Freude laut aufgeschrieen, als sie endlich vor sich zwei Gestalten auftauchen sah, in denen sie nach Gang und Haltung trotz der Verkleidung mit Sicherheit Gebhard Wagenfeld und seinen Reitknecht Roepke erkannte, die eben in die Wilhelmstraße einbiegen wollten.

Mit Aufbietung aller Kräfte hatte sie im nächsten Augenblick die beiden Männer erreicht.

„Sie sind verrathen, gnädiger Herr!“ rief sie leise, mit fliegendem Athem, indem sie Gebhard am Arm faßte und stürmisch mit sich fortriß, nach den Linden zu. „Franzosen sind dicht hinter uns; ich weiß nicht, ob sie uns haben gesehen. Wohin wollen Sie jetzt, gnädiger Herr?“

„Durch's Brandenburger Thor.“

„Das kann nicht sein, denn es ist schon möglich, daß sie haben benachrichtigt die Thorwache. Aber der Roepke muß gehen durchs Thor. Sollten sie ihn festnehmen, dann ist's um so besser; werden sie verlieren Zeit, indem sie ihn verhören, und thun werden sie ihm nichts, hat er doch nichts verbrochen. Also gehen Sie jetzt links herum, Herr Roepke, und langsam durch Thor. Wenn Sie durchkommen, warten Sie auf den gnädigen Herrn, wo er Sie hat hinbestellt.“

Das alles kam kurz, stoßweise heraus, in der leidenschaftlichen Angst, in der Lea sich befand und in der Athemlosigkeit, in die der schnelle Lauf sie versetzt hatte. Und doch lag eine solche Sicherheit, eine solche Kraft der Ueberredung in ihren Anordnungen, daß Wagenfeld in vollem Vertrauen sich von ihr führen ließ.

Es war keine Minute Zeit zu verlieren, und so wandte sich Roepke auf Gebhards Wink nach dem Brandenburger Thor, während Gebhard selbst von Lea hastig über die Linden geführt wurde und dann in einem Gewirr von Gassen bald nicht mehr wußte, wo er sich eigentlich befinde.

Lea kannte hier offenbar jeden Winkel. Mit unfehlbarer Sicherheit bog sie rechts und links ein in die krummen, engen Gäßchen, so eng manchmal, daß trotz der Mondnacht eine tief schwarze Finsterniß darin brütete, wie in einem Brunnen. Noch im Anfang dieser Irrfahrt erinnerte sich Gebhard, auf einer schmalen Holzbrücke, einem Laufsteig, über die Spree gekommen zu sein, dann wurde die Wanderung immer unheimlicher.

Allerlei lichtscheues Gesindel huschte über den Weg, verdächtiges Pfeifen und halblautes Rufen und Raunen tönte aus unsichtbaren Winkeln. Oft schien jeder Weg abgeschnitten, die Gasse wie ein Hof rings geschlossen. Aber jedesmal ohne Zögern schritt Lea vorwärts und wieder hinaus aus diesem Hof durch einen grauenhaften Durchgang, eng, stockfinster, feuchtklebrig, so daß Gebhard tief aufathmete, als seine Führerin endlich, nachdem er eine Strecke in völliger Dunkelheit, nur durch Leas Hand geleitet vorwärts getappt war, eine Thür öffnete und ihn hinaus führte in die freie Nachtluft.

Es war tief dämmerig und nur ganz allmählich erkannte Gebhard, daß er sich am Fuße einer Mauer befand, von deren Krone dichtes Epheugerank nach dem Boden herunterhing. Zwischen diesem Epheuvorhang und der Mauer stand er jetzt und sah durch die Blätter hindurch undeutliche Umrisse wie von Bäumen im Mondlicht schimmern.

Lea stand dicht neben ihm, und hielt noch immer seine Hand. Sie war fest überzeugt, daß hier sie Niemand finden würde, und nun, als alles glücklich gelungen, als die ungeheure Spannung nachließ, die sie bisher aufrecht erhalten hatte, da fühlte sie doch die gewaltige körperliche und seelische Anstrengung und es überkam sie, wie ein Gefühl von Schwäche. Mit zitternden Knieen und stürmisch schlagendem Herzen lehnte sie sich an Gebhard Wagenfelds Schulter.

„Wo sind wir?“ fragte Gebhard leise.

„Einen Augenblick noch, gnädiger Herr,“ sagte Lea nach Athem ringend. „Ich kann noch nicht sprechen.“

Gebhard strich leise mit der Hand über ihr schönes dunkles Haar.

„Gutes Kind,“ sagte er herzlich, „wie soll ich Dir danken für Deine Treue? Wie habe ich sie verdient?“

Lea war zusammengezuckt, als Gebhards Hand sie berührte. Ein unsägliches Wonnegefühl, das ihr fast die Besinnung raubte, war wie ein Strom durch alle ihre Nerven geflossen.

Gewaltsam raffte sie sich zusammen.

„Wohin wollten Sie gehen heute Abend?“ fragte sie, immer noch leise zitternd.

„Weißt Du das nicht? Und wenn Du es nicht weißt, wie kommst Du dazu, mir zu helfen?“

„Fragen Sie jetzt nicht, gnädiger Herr, ehe ich Sie habe gebracht in völlige Sicherheit. Noch müssen wir verlassen die Stadt. Also wohin?“

Gebhard erzählte kurz, was er mit dem alten Ephraim verabredet.

„So ist alles gut,“ sagte Lea aufathmend. „Von hier können Sie erreichen leicht die Stelle, wo der Alte hat hinbestellt die Pferde.“

„Wo sind wir also?“

Sie waren nicht weit vom Spandauer Thor. Ein Geldwechsler aus der Königstadt hatte sich hier dicht an der alten Stadtmauer, die längst nicht mehr der Vertheidigung, sondern nur noch den Zwecken der Accise diente, einen kleinen Garten angelegt.

Lea kannte diesen Garten seit frühester Kinderzeit. Unzählige Male hatte sie mit anderen Kindern Versteck gespielt in dem Raum, der sich zwischen dem Epheu und der Mauer gebildet hatte, und sie erinnerte sich noch genau des angenehmen Gruselns, mit dem sie immer die kleine Thür in dem Mauervorsprunge betrachtet hatte, die, wie ein Nachbarsjunge behauptete, einen unterirdischen Gang verschloß. Laut aufgeschrieen hatten die Mädchen, als endlich einmal ein dreister Bengel wagte auf die Klinke zu drücken, und die Thür ganz unerwartet nachgab. Aber die Neugier war doch stärker gewesen als die Angst, und so hatten die Kinder gefunden, daß ein kurzer Gang innerhalb der Mauer hinführte und sich auf der anderen Seite in einen feuchten, finsteren H fooffnete. In alten Zeiten hatte dieser Gang wohl einen militärischen Zweck gehabt. Jetzt diente er dem Geldwechsler dazu, seine Gartengeräthschaften wegzustellen.

Lea hätte den kleinen Garten auf bequemerem und kürzerem Wege erreichen können, aber es kam ihr alles darauf an, unbemerkt hinzugelangen und etwaige Verfolger irre zu führen.

„Durch das Thor können Sie niicht,“ sagte sie zu Gebhardt. „Die Franzosen haben dort auch eine Wache. Und die niedrige Mauer ist leicht zu übersteigen, Sind wir doch als Kinder oft geklettert hinüber ins freie Feld. — Ich will jetzt nachsehen, ob ist alles sicher. Bleiben Sie ruhig stehen.“

Lea bückte sich, tauchte gewandt unter dem Epheu hervor und blieb einen Augenblick stehen. Dann entfernte sie sich mit lautlosen Schritten.

Nach kaum einer Minute war sie wieder zurück.

„Nun vorwärts“, flüsterte sie. „Aber leise.“

Nur ein paar Schritte ging es an der Mauer entlang, dann standen sie an der Ecke des Gärtchens.

Der niedrige, hölzerne Zaun bot den beguemen Auftritt und von da führten Lücken in den Ziegelsteinen wie eine Treppe die Mauer hinauf. Es war ersichtlich, daß dieser Weg von Kindern oder Dienstleuten oft benutzt und künstlich nachgebessert war. Unterhalb der Mauerkrone fand sich ein fußbreiter Vorsprung, auf dem man sicher stehen konnte und von dort aus Lea gerade mit dem Kopf über die Mauer hinwegsah. Gebhard ragte mit der Brust darüber hinaus.

„Wenn Sie jetzt über die Mauer steigen,“ sagte Lea, „so finden Sie drüben gerade solche Stufen wie hier. Dann halten Euer Gnaden sich links, bis Sie die Spree erreichen, und von dort ist's nicht weit bis dahin, wo der Alte will hinbringen die Pferde.“

Gebhard und Lea standen dicht nebeneinander auf dem Vorsprung der Mauer. Eben hatte der Rittmeister die Ellenbogen aufgesetzt, um die andere Seite zu erreichen, da riß Leas linker Arm, der sich um seinen Hals legte, ihn mit gewaltiger Kraft zurück. Der starke Mann schwankte von der unerwartet heftigen Bewegung und hätte vielleicht allen Halt verloren, wenn nicht Lea, um ihm eine Stütze zu geben, ihn mit aller Kraft an sich gedrückt hätte.

Ihr scharfes Ohr hatte trotz des leichten Geräusches, das Gebhards Bewegung verursacht, Tritte und den Ton von Männerstimmen gehört. Instinctiv hatte sie den Rittmeister rasch zurückgerissen, um ihn vor der Entdeckung zu schützen. Nun hielt sich Wagenfeld in wunderlicher Stellung. Mit den Füßen stand er auf dem Vorsprung, sein Oberkörper war nach rechts herunter gezogen, so daß sein Gesicht an Lea's Brust lag.

„Um Gotteswillen keinen Ton“, flüsterte ihre Stimme an seinem Ohr.

Außen an der Mauer entlang ging eine französische Patrouille. Langsam kamen die Stimmen näher, klangen einen Augenblick vernehmlich zu den Beiden herauf und verhallten wieder tonlos in der Ferne.

Lea stand indessen in einer Erregung, in der sie ihre Sinne kaum noch beherrschte. Sie fühlte Gebhard's Gesicht so warm an ihrer jungen Brust, sie fühlte, daß ihr Herz schlug zum Zerspringen, und ihr ganzer Körper zittert wie im Fieber.

Langsam löste sie ihren Arm, als der Rittmeister sich vorsichtig aufrichtete.

Im nächsten Augenblicke war Gebhard auf der anderen Seite der Mauer.

„Leb' wohl Lea,“ sagte er herzlich, „und ich danke Dir.“ Damit schickte er sich an, hinabzuspringen.

Da fühlte er sich von zwei Armen fest umschlungen, ein glühender Kuß brannte auf seinen Lippen, dann ließen die Arme ihn los, er hörte Lea mit einem Satz hinunterspringen, noch ein leises Rascheln in den Epheublättern, und sie war verschwunden.

Ein heißes Gefühl stieg in Gebhard auf.

„Lea!“ rief er leise.

Alles blieb todtenstill.

Noch einen Augenblick zauderte er; dann stieg er entschlossen die Mauer herab und wandte sich der Spree zu. Wie er langsam vorwärts ging durch den tiefen Sand, der bei jedem Schritt unter dem Fuß zurückwich, da tauchte vor ihm aufs neue der Ernst und die Gefahr seines Vorhabens auf, und bald kamen auch die Gedanken an sein treues, tapferes Weib und an sein liebliches Kind, und verjagten die heißen Phantasien, die das schöne Judenmädchen einen Augenblick lang in ihm heraufbeschworen hatte.

* * *

Donnernd hallten die Töne des messingnen Klopfers durch das stille Haus in der Behrenstraße.

Eilig öffnete der Portier und prallte zurück, als er einen ganzen Trupp Soldaten mit blitzenden Waffen vor sich sah.

„Wo ist der Rittmeister von Wagenfeld?“ herrschte der führende Offizier ihn an.

„Er ist nicht hier,“ stotterte der ängstliche Portier.

„Nicht hier? Wo ist er denn?“

„Ich weiß nicht.“

„So, das wissen Sie nicht. Na, wir wollen's bald heraus haben. Sergeant Bonnet, lassen Sie an der Thür und an der Thoreinfahrt zwei Leute stehen. Auf Jeden, der das Haus verlassen will und auf „Halt“ nicht steht, wird geschossen. Die andern folgen mir ins Haus. Marsch!“

Mit Schrecken hatte Charlotte Wagenfeld, die auf den Lärm an das Fenster geeilt war, die fremden Soldaten vor ihrem Haus gesehen. Entschlossen stieg sie nach dem Flur hinunter und kam gerade noch zurecht, um dem französischen Offizier am Fuß der Treppe zu begegnen.

„Was suchen Sie hier, mein Herr?“ fragte sie in französischer Sprache.

„Den Rittmeister von Wagenfeld,“ antwortete der Offizier achtungsvoll, indem er den Hut abnahm.

„Er ist nicht hier.“

„Wo ist er?“

„Ich weiß es nicht.“

„Verzeihen Sie, Madame, das alles ist mir schon einmal gesagt worden, aber ich habe Befehl, den Rittmeister von Wagenfeld hier zu verhaften, und bin genöthigt, das Haus zu durchsuchen.“

In diesem Augenblick trat der Adjutant des Kaisers aus seinen Zimmern.

„Was geht hier vor?“ fragte er überrascht. „Sie, Madame, hier unter diesen Soldaten?“

„Dieser Herr,“ erwiderte Charlotte, „behauptet, den Befehl zu haben, mein Haus zu durchsuchen.“

„Und weshalb?“ wendete sich Hersfeld an den Lieutenant Derodes.

„Ich habe den Auftrag, den Rittmeister von Wagenfeld in diesem Hause zu verhaften.“

Leo Hersfeld zuckte zusammen. Da war ja sein eigener Wunsch erfüllt, auf räthselhafte Weise, ohne daß er die Hand dazu gerührt hatte. Und doch — warum konnte er sich nicht darüber freuen?

Mit fragendem, besorgtem Blick sah er die schöne Frau an seiner Seite an.

„Mein Gemahl ist nicht hier,“ sagte Charlotte ruhig. „Er hat vor einiger Zeit das Haus verlassen, und ich weiß nicht, wo er in diesem Augenblick ist.“

Hersfeld sah Charlotte überrascht an. Sollte sie die Unwahrheit sagen? Aber nein, unmöglich. So sieht Niemand aus, der lügt.

„Wann erwarten Sie den Herrn Rittmeister zurück?“ fragte der Lieutenant Derodes.

„Darüber kann ich keine Auskunft geben.“

„Und wie lange ist es her, seit er das Haus verlassen hat?“

„Etwa eine Viertelstunde.“

„Sie werden es der Strenge meines Dienstes zu gute halten, Madame, wenn ich trotz Ihrer Worte mich davon überzeuge ob der Herr Rittmeister in diesem Hause ist oder nicht.“

Charlotte warf auf Hersfeld einen hilfeflehenden Blick.

Der Adjutant trat auf den jungen Offizier zu. „Wissen Sie, wer ich bin?“

„Gewiß, mein Kapitän.“

„Nun gut. Ich stehe Ihnen dafür, daß der Rittmeister von Wagenfeld, falls er noch in diesem Hause ist, das Haus ohne Wissen der Kommandantur nicht verlassen wird.“

„Ich weiß nicht, mein Kapitän,“ sagte der Lieutenant Derodes zögernd. „Ich glaube doch, daß ich mich an die bestimmten Weisungen der Kommandantur halten muß.“

„Aber Sie hören doch,“ entgegnete ungeduldig der Adjutant, „daß ich die volle Verantwortung übernehme.“

„Ich möchte mindestens vor dem Hause zwei Posten stehen lassen,“ sagte unschlüssig der Lieutenant.

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können,“ erwiderte Hersfeld kurz. „Jedenfalls aber entfernen Sie sofort die Soldaten aus diesem Hause.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Schloß Bellevue.